

№ 3. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel**.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Du bist so nachdenklich, Anna," sagte die Mutter. „Du solltest es nicht so schwer nehmen, daß Hermann Dich nicht persönlich von seiner Reise verständigte und Dir zugleich alles Nähere, was Du sonst noch gerne wissen möchtest, mitgetheilt hat. — Nein," fuhr sie fort, als Anna eine abwehrende Bewegung machte, „es ist doch so; Du bist gekränkt, ich kenne Dich zu gut, mir kannst Du nichts verheimlichen. Daran mußt Du Dich gewöhnen, mein liebes Kind, die Männer, auch die allerbesten, sind immer rücksichtslos. Sie lassen es sich nicht ausreden, daß sie die Herren der Schöpfung sind und souverän in all ihren Entschlüssen. Das liegt einmal in ihrer Natur. Und je eher Du Dich damit abfindest, um so besser ist es für Dich, Du ersparst Dir manche trübe Stunde. Bist Du erst verheirathet, wirst Du einsehen, daß ich Recht habe. Laß also die Emrfindlichkeit; sie beeinträchtigt die Liebe, verscheucht das Vertrauen des Mannes und macht ihn zurückhaltend. Du mußt Hermann nehmen, wie er ist, und Dich in seine Art schicken. Anders geht es nicht. Wenn er heute Abend kommt, so sei recht freundlich mit ihm. Warte ruhig ab, bis er Dir Alles erzählt; er wird es schon von selbst thun; viel eher, als wenn er mit Fragen bestürmt wird. Und dann laß ihn ruhig ausreden. Wenn Dir etwas nicht gefällt, so tadle nicht sofort, sondern gehe lieber auf die Sache ein. Jeder Mann läßt sich auf einem kleinen Umwege dahin führen, wohin die Frau will. Geradeaus wird es ihr selten gelingen."

Anna mußte unwillkürlich über den Eifer der Mutter lächeln. „Was habe ich denn eigentlich verbrochen, daß Du mir eine solche Strafpredigt hältst? Es ist doch natürlich, daß ich über das nachdenke, was vielleicht tief in unseren zukünftigen Lebensweg einschneidet. Aber ich werde jetzt hinaufgehen. Ich sehe die alte Vroni vom Einkaufen zurückkommen. Du bleibst doch noch hier im Garten, Mutter?"

Die Majorin nickte bejahend und wandte sich wieder der Stickerei zu, die sie bei ihrer Ermahnung auf den Tisch gelegt hatte.

Anna nahm das Kaffeebrett, auf welchem sie die Kannen und Schalen zusammengestellt hatte, und schickte sich an, in's Haus zu gehen.

Da trat aber schon die alte Vroni, anstatt die Treppe hinauf und in die Küche zu gehen, wie sie gewohnt war, in den Garten. Eilenden Schrittes ging die Alte auf den Tisch zu mit allen Anzeichen großer Erregung auf dem faltenreichen Gesichte.

„Was gibt es denn, Vroni?" riefen die Beiden.

„Nein, so etwas!" jammerte die Gefragte, „daß man das erleben muß! O, du grundgütiger Heiland!"

„Aber so sprechen Sie doch! Was ist denn geschehen?" riefen abermals Mutter und Tochter wie aus einem Munde.

„Ich muß mich nieder-

Nordpolfahrt. Nach einem Gemälde von J. Kleinmichel. (S. 19)

setzen, das halten meine alten Kniee nicht mehr aus!“ keuchte die Alte. Damit ergriff sie einen Stuhl und ließ sich erschöpft nieder. „Eine alte Frau, wie ich, erträgt nicht viel,“ setzte sie entschuldigend hinzu.

„Jetzt werden Sie aber endlich sagen, was Ihnen ist,“ befahl die Majorin, sich ärgerlich von ihrem Sitze erhebend.

„O, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht, und Sie, Fräulein Anna. Einmal müssen Sie es erfahren. Er ist erschlagen.“

Die Majorin griff an die Tischkante, um sich aufrecht zu erhalten, dann sank sie, am ganzen Körper zitternd, in ihren Lehnstuhl zurück.

Anna, bis in die Lippen erbleichend, setzte die Tablette so heftig auf den Tisch, daß das Geschirr erklirrte. Sie faßte die Alte bei der Schulter, schüttelte sie heftig und rief mit heiserer Stimme: „Wer ist erschlagen, Vroni? Hellmer?“

„O Gott, nein, der nicht! Der befindet sich gewiß sehr gut. — Aber so lassen Sie mich doch los, Fräulein Anna. Ihrem Herrn Hellmer ist ja gar nichts geschehen. Der alte Ruttner ist todt! Gestern Abend ist er ermordet worden.“

Das Mädchen holte tief Athem. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihrer Brust. Die Erschütterung, die sie erlitten, war aber zu groß gewesen. Laut schluchzend warf sie sich an die Brust der Mutter, während große Thränen über ihr bleiches Gesicht rannen.

Die Majorin streichelte liebkosend das blonde Haar des Mädchens. Sie war tief ergriffen, und es dauerte lange, ehe sie Worte fand.

„Daß gerade jetzt Hermann nicht hier ist,“ begann sie.

„Ja, das ist auch wirklich recht merkwürdig,“ fiel Vroni gereizt ein, denn die Alte war tief gekränkt über die ihr nach ihrer Meinung zu Theil gewordene schlechte Behandlung.

„Schweigen Sie und gehen Sie hinauf in die Küche. Wie konnten Sie so ungeschickt sein, das arme Kind und mich so zu erschrecken!“ sprach die Majorin.

„Ich gehe schon, ich gehe schon. Erst soll man reden, und wenn man redet, ist's auch nicht recht, dann heißt es: schweigen Sie!“ konnte Vroni nicht unterlassen, in gereiztem Tone zu sagen: „Was kann ich dafür? Ich habe ihn doch nicht erschlagen.“

„Weiß man denn schon, wer es gethan hat?“ fragte jetzt Anna, die anfing, sich zu erholen.

„Was die Leute sagen, werde ich nicht wiederholen, nicht nachreden, denn da wird viel erzählt. Lassen Sie mich gehen, ich will nichts mehr von der Geschichte wissen.“

Damit stand die Alte auf und verließ beleidigt den Garten.

Mutter und Tochter waren auf's Aeußerste erschüttert zurückgeblieben. Die Mittheilung der Alten hatte sie verwirrt. Wie betäubt saßen sie da, unfähig, ihre Gedanken zu ordnen, die in wildem Durcheinander auf sie einstürmten.

Beide fühlten, daß sich ein Ereigniß zugetragen habe, das sie nahe berührte und bestimmt war, in ihr jetziges Leben einzugreifen. Aber sie fanden keine Worte, sich darüber auszusprechen.

„Laß uns hinaufgehen, Anna, ich weiß nicht, ich fühle mich so matt. Ich wollte, Otto käme. Ich habe eine Angst, als wenn uns etwas Schreckliches bevorstände.“

„Beruhige Dich, liebe Mutter,“ bat das Mädchen. „Warum ängstigst Du Dich? Wie kann uns etwas Schreckliches bevorstehen? Wie meinst Du das? Ich verstehe Dich nicht.“

„Komm, mein Kind, ich möchte mich ausruhen, mir steckt der Schreck in allen Gliedern.“

Anna ergriff den Arm der Mutter und führte sie hinauf in das Wohnzimmer. Dort rückte sie den Lehnstuhl zurecht, schob einen Fußschemel herbei und drückte die vor Aufregung zitternde Frau sanft in die Kissen, die sie vorsorglich dem Bette der Mutter entnommen hatte.

„Ruhe Dich aus, Mutter,“ sprach sie sodann, „und schlummere ein wenig. Es wird Dir wohlthun. Ich werde indeß hinuntergehen. Vielleicht erfahre ich etwas Näheres.“

Eilig verließ Anna das Zimmer, in der Küche Vroni anweisend, die Majorin unter keiner Bedingung zu stören.

„Schon gut,“ murrte die beleidigte Alte. „Ich werde die Frau Majorin gewiß nicht behelligen.“

Anna hatte, als sie die Mutter hinaufführte, gesehen, daß Leni's Bräutigam gekommen war. Er war im eifrigsten Gespräch mit seiner Braut begriffen, und hatte Anna augenscheinlich vorhin nicht bemerkt, da er nicht grüßte, was der höfliche Mann sonst gewiß nicht unterlassen hätte. Sie ging also geraden Weges den Hausflur hinunter und trat an die leise miteinander Sprechenden heran.

„Herr Werner,“ begann sie sofort. „Ist es wirklich wahr?“

Der Angeredete nahm seinen Hut vom Kopfe, begrüßte das Fräulein etwas verlegen und sagte dann: „Ja, Fräulein Berthold, man hat den Herrn Ruttner ermordet. Ich habe mich auf einen Augenblick frei gemacht, um es der Leni mitzutheilen, damit die es Ihnen sagen könnte. Da Sie es nun schon wissen, so braucht Leni Sie nicht zu erschrecken. Aber ich muß wieder fort, der Herr Rath könnte mich vermissen. Ich empfehle mich bestens, Fräulein Anna! Leb' wohl, Leni!“

Damit verschwand er eiligst aus dem Hause.

Leni reichte dem jungen Mädchen die Hand und blickte sie theilnahmsvoll an.

„Seien Sie dem Franz nicht böse,“ bemerkte sie, gleichsam entschuldigend, „daß er fortgegangen ist, er hatte große Eile. Und dann wußte er auch nichts Bestimmtes. Nur das Eine ist sicher, daß der Onkel des Herrn Hellmer gestern Abend ermordet ist. Was sonst Alles geredet wird, ist gewiß leeres Geschwätz.“

„Ja, was wird denn sonst gesprochen?“ fragte Anna neugierig. „Hat man den Thäter schon?“

„Sie sehen so blaß aus, Fräulein Anna, Sie sollten sich etwas ausruhen, ich komme nachher zu Ihnen herauf,“ erwiederte Leni ausweichend. „Die Mutter wartet auf mich, wir haben heute viel zu thun.“

Mit diesen Worten lief sie durch den Hausgang in die Waschküche, alle weiteren Fragen auf diese Weise abschneidend.

Anna blickte ihr verwundert nach. „Wie merkwürdig heute die Leute sind!“ dachte sie. „Erst läuft ihr Bräutigam fort, und jetzt die Leni.“

Plötzlich zuckte es ihr wie ein Blitzstrahl durch den Kopf. Ihre Wangen färbten sich blutroth, es schwindelte ihr, sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken.

Aber nur einen Augenblick dauerte dieser Zustand. Dann stampfte sie mit dem Fuß den Boden. Thränen des Zornes und der Entrüstung traten in ihre schönen Augen und sich hoch aufrichtend rief sie: „Schändlich! Jetzt begreife ich, warum man mir ausweicht! O — es ist empörend. Armer Hermann!“

Ihre Hände ballten sich, während sie ihre Zähne so heftig auf die Lippen preßte, daß ein dunkler Blutstropfen langsam über das Kinn herabrann.

„Elende Verleumder,“ fuhr sie fort. „Ihr wagt es, die Ehre des besten Menschen anzutasten?!“

Dann aber überkam sie eine ungeheure Bitterkeit, und eine unsägliche Verachtung der Jämmerlichkeit der Menschen erfüllte ihr zuckendes Herz.

„Ich muß Otto sprechen! Hier halte ich es nicht mehr aus!“

Sie flog wieder eiligst die Treppe hinauf in ihr Schlafgemach. Dort wusch sich Anna Augen und Wangen, daß man die Gluth, die ihr Inneres erfüllte, ihr nicht ansehen möge, dann ergriff sie Hut und Sonnenschirm und stürzte aus dem Hause.

Die Alte in der Küche sah ihr nach und murmelte: „Sie weiß schon Alles! Armes Ding, jetzt ist der schöne Traum hin! Wer hätte das aber auch denken können? So ein hübscher junger Mann — und so schlecht.“

Auch Leni schaute der forteilenden Anna nach. Lange stand sie, in Gedanken versunken, am Fenster. Endlich zog sie die zurückgeschobenen Gardinen wieder zu.

„Mutter,“ sagte sie, „ich möchte meine rechte Hand hergeben, wenn die Sache mit dem Bräutigam des Fräuleins nicht wahr wäre. Es ist entsetzlich für das arme Fräulein! Wenn mein Franz so etwas machte, ich ginge gewiß in's Wasser.“ —

Anna eilte mit schnellen Schritten, ohne die bald neugierigen, bald theilnahmsvollen Blicke der Vorübergehenden zu beachten, geraden Weges nach der Husarenkaserne. Diese lag am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo das freie, ebene Feld für die Uebungen der Reiter einen geeigneten Raum bot.

Die Kaserne war ein ehemaliges Kloster mit vielen Gängen, großen Sälen und geräumigen Innenplätzen, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts von seinen frommen Insassen verlassen worden war und nun seit langen Jahren das in Burgheim liegende Husarenregiment beherbergte.

Ueber dem großen, reichverzierten steinernen Hauptthor prangte noch das mächtige Wappen des Stiftes, gekrönt mit der Inful zwischen Stab und Schwert. Denn vor Zeiten hatte das Kloster die Gerichtsbarkeit über die Stadt und deren Weichbild besessen und war auch mit dem Blutbann belehnt gewesen.

Durch dieses Thor trat Anna in die große gewölbte Eingangshalle, welche auf einen weiten Hof führte, an dessen Langseiten die Stallungen der Husaren lagen.

Hier war ihr Bruder damit beschäftigt, die Reitstunde abzuhalten und das Kommando: „Eskadron Tra—ab!“ setzte gerade eine Anzahl mehr oder weniger sattelfester Kavalleristen in Bewegung. Der Lieutenant drehte der Schwester den Rücken zu, so daß das Mädchen in Verlegenheit war, wie es sich dem Bruder, der von einem Kreise schnaubender Rosse umgeben war, verständlich machen sollte. Da erschien in der Stallthür der Rittmeister v. Edelsberg mit der Reitpeitsche in der Hand. Er erblickte Anna und, ihre Verlegenheit wahrnehmend, eilte er über den Platz auf sie zu und begrüßte sie, indem er galant Anna's Hand küßte.

„Gnädiges Fräulein sind ja ganz erhitzt und sollten hier nicht verweilen. Hier sind Sie zu sehr dem Zugwinde ausgesetzt!“ bemerkte er heiter. „Ich darf aber wohl annehmen, daß Sie Ihren Herrn Bruder zu sprechen wünschen. Er soll sofort kommen. Ich lasse ihn augenblicklich ablösen.“

„Ich möchte meinen Bruder gerne etwas länger in Anspruch nehmen,“ erwiederte Anna, „wegen des Todesfalles,“ fügte sie zögernd hinzu, „Sie haben gewiß davon gehört, Herr Rittmeister.“

„Sie können den ganzen Tag über Otto verfügen, ich werde meine Rechte an ihn für heute in Ihre schönen Hände legen. Ich begreife es vollkommen, Sie gebrauchen bei dem

unvermeidlich bestehenden Wirrwarr männlichen Beistand. Aber kommen Sie mit mir, Fräulein, ich werde Sie in unser Lesezimmer führen. Hier dürfen Sie nicht länger verweilen."

Anna folgte dem Rittmeister, der sie in das geschmackvoll dekorirte Lesezimmer des Regiments geleitete, wo sie den Bruder erwarten sollte.

Der Rittmeister eilte zurück auf den Reitplatz und trat in den Kreis der Reiter. „Ha—alt!" hieß es, und die noch soeben munter trabenden Husaren saßen wie erstarrt auf den regungslosen Gäulen.

Lieutenant Berthold machte seinem Rittmeister die vorgeschriebene Meldung. Dieser reichte ihm die Hand, und nachdem er dem anwesenden Wachtmeister befohlen hatte, die Reitstunde an Stelle des Lieutenants fortzusetzen, zog er Otto aus dem Kreise, indem er sagte: „Komm mit, Deine Schwester ist hier, sie war ganz erhitzt, ich habe sie deshalb in das Lesezimmer geführt. Du mußt bei ihr bleiben."

Der junge Offizier machte ein bekümmertes Gesicht. „Was soll ich ihr nur sagen?" meinte er. „Sie werden zu Hause schon von den infamen Gerüchten gehört haben, die hier im Umlauf sind, und wissen nicht, was sie anfangen sollen. Und ich weiß es auch nicht. Wenn nur Hellmer erst wieder hier wäre. Daß er auch gerade gestern seinen Onkel besuchen mußte! Sonst ist er oft monatelang nicht hingegangen. Zum Ueberflusse fährt er dann auch noch ganz plötzlich nach Wien. Wir müssen herauszubringen suchen, wer die Verleumdungen in's Publikum gebracht hat und den Buben zur Rechenschaft ziehen."

„Ja, das wird unbedingt nöthig sein," erwiederte der Rittmeister, „aber geh' jetzt und laß Deine Schwester nicht warten. Vom Dienst bist Du heute dispensirt."

Er reichte dem Lieutenant die Hand, der sich nun, nachdem er seinen Vorgesetzten salutirt hatte, eiligst in das Lesezimmer begab.

Hier hatte Anna schon ungeduldig auf sein Kommen gewartet. Beim Eintreten des Bruders sprang sie von ihrem Sitze auf.

„Otto, nicht wahr, es ist eine niederträchtige Verleumdung?"

Sie war hinreißend schön, wie sie so dastand mit zornfunkelnden Augen, hochaufgerichtet und die Wangen vor Aufregung geröthet.

„Sei nur ruhig, Schwester, was soll es Anderes sein? Die Sache muß sich ja in den nächsten Stunden aufklären. Es ist nur bedauerlich, daß Hermann nicht hier ist. Das Gerücht kann deshalb nicht sofort widerlegt werden und erhält so einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit. Wir wollen zu Deterinak gehen, vielleicht erfahren wir dort Näheres. Der Staatsanwalt muß es doch am besten wissen."

Otto nahm Anna's Hut, den diese abgelegt hatte, und reichte ihn der Schwester, auf einen der großen Pfeilerspiegel deutend, daß sie die etwas in Unordnung gerathene Frisur wieder herstelle.

„Du siehst ziemlich zerzaust aus, Anna. Laß es die Leute nicht merken, wie aufgeregt Du bist. Man wird auch ohnedies uns auf der Straße genug angaffen."

Anna ordnete schnell ihr Haar. Dann öffnete der Offizier die Thüre. Sie hing sich an den Arm des Bruders und so schritten Beide in lebhaftem Gespräch aus der Kaserne hinaus auf die Straße.

Unter dem Thore hatte Rittmeister v. Edelsberg die Geschwister erwartet und als sie, seinen Gruß erwiedernd, vorübergehen wollten, sagte er: „Gnädiges Fräulein, ist Ihre Frau Mutter zu Hause? Ich habe sie so lange nicht gesehen, daß es mich drängt, ihr meine Aufwartung zu machen."

„Es wird die Mutter sehr freuen, Herr Rittmeister," entgegnete Anna. „Sie ist zu Hause. Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie gerade heute hingehen wollen," setzte sie mit dankbarem Blick hinzu.

Dann gingen sie weiter.

Wie Otto vorausgesehen hatte, waren er und seine Schwester auf der Straße der Gegenstand vieler Aufmerksamkeit, und Anna freute sich, als sie vor einem hübschen Hause anlangten, unter dessen Glockenzug eine kleine, blank geputzte Messingtafel mit dem Namen Karl Deterinak angebracht war.

Otto läutete und erfuhr von der die Thüre öffnenden Magd, daß der Staatsanwalt schon in's Amt gegangen sei. Das Fräulein sei indeß zu Hause, vielleicht würden die Herrschaften einen Augenblick eintreten.

Der Offizier blickte die Schwester fragend an, welche sofort erwiederte: „Gut, so wollen wir hinaufgehen. Bleiben Sie nur hier, Auguste, ich höre Fräulein Irma Klavier spielen, da finde ich sie schon."

Die Magd verschwand wieder in der im Erdgeschoß gelegenen Küche, und die Geschwister schritten die mit einem Laufteppich belegte Treppe hinauf.

Aus dem am Ende des oberen Ganges gelegenen Zimmer erklangen die mächtigen Töne des Schubert'schen „Erlkönigs".

Als Anna anklopfen wollte, hielt sie der Bruder zurück.

„Wir wollen warten, bis sie aufhört," sagte er leise. „Wie herrlich sie spielt! Welch' mächtiger Anschlag und welch' seelenvoller Vortrag. Das greift an's Gemüth und dringt in die Seele. Ich könnte den ganzen Tag hier stehen und zuhören. Und ein so liebes Geschöpf ist sie! Ja, wenn man nicht ein blutarmer Lieutenant wäre, der nichts hat als seinen ehrlichen Namen und seine geringe Gage!" setzte er seufzend hinzu.

Die Schwester mußte trotz der gedrückten Stimmung, in der sie sich befand, lächeln.

„Meine Schwägerin könnte mir schon gefallen," meinte sie. „Versuch's! Dem Muthigen hilft Gott. Uebrigens hat Irma Dich ja immer bevorzugt."

„Dann wird es heißen, ich habe nach ihrem Gelde geangelt. Und sie selbst fürchtet, daß sie nur ihres Vermögens halber begehrenswerth erscheinen könnte, erzählte neulich ihr Bruder."

Das Tonstück war zu Ende. Mit mächtigen Akkorden hatte Irma Deterinak, des Staatsanwalts jugendliche und anmuthige Schwester, ihr Spiel geschlossen. Sie wollte eben andere Noten auflegen, als an die Thüre geklopft wurde.

„Wer mag da sein," sprach sie für sich. „Es ist noch so früh, kaum zehn Uhr. — Herein!" rief sie dann.

Als Irma ihre Freundin und deren Bruder eintreten sah, flog eine plötzliche Röthe über ihr Gesicht. Schnell sprang sie auf, die Empfindung, die sie erregte, bekämpfend, reichte sie Anna die Hand und küßte die Freundin zärtlich auf beide Wangen. Dann begrüßte sie auch den jungen Offizier, der ihre schmale Hand lebhaft an seine Lippen drückte.

Irma fühlte instinktiv, was diesen Besuch herbeigeführt. Hatte doch auch sie schon Alles erfahren, was man in der Stadt erzählte. Es war ihr deshalb unmöglich, die Unterhaltung mit einer konventionellen Phrase zu eröffnen, und das ganze Weh begreifend, das ihrer Freundin Herz durchbeben mochte, blieb ihr das Wort im Munde stecken.

Auch daran mußte sie denken, daß der Schatten des Urtheils nicht minder auf den Offizier fiele, und inniges Mitleid erfüllte ihre Brust.

Er hatte ihr immer gefallen, als Knabe schon, wenn er sich vor Anderen durch seine Gewandtheit und Lebhaftigkeit hervorthat, sowie durch das ritterliche Benehmen, das er gegen Mutter und Schwester bewies. Seitdem er als Lieutenant in der Vaterstadt in Garnison stand, war sie gern gekommen, die Freundin zu besuchen, nie ohne die stille Hoffnung, deren schmucken Bruder zu treffen.

Wie stolz war sie gewesen, als er auf dem letzten Kasinoballe sie zum Kotillon führte; noch niemals glaubte sie frohere Stunden verlebt zu haben, als an jenem Abend. Nun sollte über sein Haupt und über die Seinen ein so großes Unglück kommen! . . .

Irma fand zur Begrüßung keine anderen Worte, als: „Arme Anna!" Sie schlang ihren Arm um den Nacken der Freundin, geleitete sie zum Sopha und wies mit der Hand auf einen Stuhl für Otto.

„Meine arme Anna," wiederholte sie dann.

(Fortsetzung folgt.)

Nordpolfahrt.

(Mit Bild auf Seite 17.)

Auf J. Kleinmichel's humoristischem Genrebilde, das unser Holzschnitt auf S. 17 wiedergibt, erinnert an die kühnen Polarfahrer, die sich in Pelze gehüllt mit ihren von Hunden gezogenen Schlitten in die von ewigem Eis und Schnee starrenden Einöden des höchsten Nordens wagen, nur die Pelzmütze des kleinen Kutschers und der Schreibtischvorleger des Vaters. Dieser ist den beiden Mädchen, die in dem als Schlitten dienenden Stuhle sitzen, über die Beine gebreitet. Die Stelle der die Schlitten der Nordpolfahrer ziehenden Eskimohunde aber vertritt hier der Kleine, der, auf seinem mit Rollen versehenen Holzpferde hockend, dem originellen Fahrzeuge vorgespannt ist. Er schwingt die Peitsche mit lautem „Hüh, Hott!" zum Ergötzen seiner Fahrgäste, die sich unter der weißen Pelzdecke recht behaglich fühlen.

Polnische Auswanderer auf dem Lehrter Bahnhofe in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 20.)

Jahraus jahrein treffen ganze Schaaren polnischer Auswanderer in Berlin ein, die dann meist vom Schlesischen Bahnhof gleich mit der Stadtbahn nach dem Lehrter Bahnhof übergeführt werden, wo sie mehrere Stunden Ruhepause haben. Der dortige Wartesaal vierter Klasse, wohin uns das Bild auf S. 20 versetzt, sieht dann wie ein Heerlager aus. Ungeheure Ballen und Packen führen diese Leute regelmäßig mit sich; selbst Eßwaaren nehmen sie für die ganze Dauer der Reise mit. Sehr viele dieser Unglücklichen gehen, durch gewissenlose Auswanderungsagenten verleitet, nach Brasilien, wo ihrer, wie zahlreiche amtlich festgestellte Fälle darthun, fast immer ein beklagenswerthes Loos harrt. Aber alle Warnungen scheinen nichts zu fruchten.

Das Lick-Observatorium auf dem Mount Hamilton (Kalifornien).

(Mit Bild auf Seite 21.)

Die größte Sternwarte der Welt ist das von dem reichen James Lick, einem inzwischen verstorbenen Pennsylvanier deutscher Abkunft, gegründete und nach ihm benannte Observatorium auf dem Mount Hamilton in Kalifornien. Es besitzt auch das größte Fernrohr der Welt und überdies die vortrefflichsten Instrumente aller Art. Skizze 1 unseres Bildes auf S. 21 gibt eine Gesammtansicht aller Bauten dieser Sternwarte, von Osten gesehen. Die beiden Hauptkuppeln verbindet eine 191 Fuß lange Halle (Skizze 4), die auf der Westseite zum Uhrenraum, der Bibliothek und den Räumen zur Aufbewahrung der Instrumente führt. Skizze 2 zeigt die Westfront, ein einstöckiges Gebäude, das ebenfalls durch die vorerwähnte Halle mit den Kuppeln in Verbindung steht. Skizze 5 stellt verschiedene kleinere Bauten dar, darunter das mit den ausgezeichnetsten Instrumenten versehene photographische Laboratorium; Skizze 3 das berühmte Riesenfernrohr und die zu seiner Benutzung dienende drehbare Kuppel. Der Durchmesser der Linsen beträgt 36 Zoll; das 20 Meter lange Rohr wiegt 86 Centner und ruht auf einer 361 Centner wiegenden Säule; es hat mit

dem Gestell 90,000 Dollars gekostet. Ein Räderwerk bewegt das Fernrohr den Gestirnen nach; die Kuppel hat einen Durchmesser von 24 Meter und wird durch Wasserkraft bewegt.

Aus strategischen Rücksichten.

Geschichtliche Humoreske von **Ernst Otto Hopp.**

(Nachdruck verboten.)

In der Gegend, wo sich heute die Stadt Cincinnati, einer der bedeutendsten Handelsplätze der nordamerikanischen Union, mit über dreihunderttausend Bewohnern erhebt, lagen vor hundert Jahren am ansteigenden Süduſer des Ohiostromes drei kleine Ortschaften oder Dörfer. Die westliche nannte sich Columbia, die mittlere Losantiville, die östliche Cleves. Jede hatte etwa ein Dutzend Blockhäuser, ein paar ursprüngliche Waldkneipen und einige Ställe. Alle waren unbeleuchtet und ungepflastert, hatten aber schon ganze Straßenzüge ausgelegt und durch Pfähle bezeichnet; sie hatten natürlich auch mehrere Sternenbanner, die lustig im Winde flatterten. Es fehlte nur noch an Bürgern, die gerade damals, der Indianer wegen, schwer zu bekommen waren. Es waren drei Konkurrenzorte; jeder derselben wollte sich zur Großstadt, zur „Königin des Westens" entwickeln, wenn es irgend sein könnte. Im Westen war eben das Zeitalter der Grundstückspekulationen und Landerwerbungen angebrochen. Große Landstrecken im Umfange von Fürstenthümern konnte man, wenn man Muth besaß und nach oben hin einige Verbindungen hatte, um ein Butterbrod erhalten, sobald man versprach, die Ländereien möglichst bald zu bebauen und der Kultur zu erschließen.

Dem Richter John Symmes war das gelungen; seine Frau, eine geborene Cleves, war mit den ältesten Familien Amerikas verschwägert, und seine Schwiegermutter, Frau Cleves, hatte einen Vetter der Amme Washington's gekannt. Darum hatte man Herrn Symmes mit Ländereien am Ohio belehnt, die ungefähr die Größe des Königreichs Sachsen hatten. Einen



Polnische Auswanderer auf dem Lehrter Bahnhofe in Berlin. (S. 19)

Theil des Besitzthums hatte Symmes an einen Deutschen Namens Steitz, der sich aber Stites schrieb, verkauft, und dieser hatte eine Niederlassung darauf gegründet, die er, weil er mit dem echten Amerikanerthum liebäugelte, Columbia betitelte. Symmes hatte sein Dorf, um seiner Frau und seiner Schwiegermutter willen, und weil doch das „Ewig-Weibliche" bei den Amerikanern herrscht, Cleves benamt.

Zwischen Cleves und Columbia lag das dritte Dorf, Losantiville, das einer Aktiengesellschaft gehörte, die aus dem Deutschen Denmann, dem Yankee Patterson und dem Franzosen Filson bestand; diese Drei hatten zusammengeschossen und die dreihundert Acker, die zu Losantiville gehörten, dem Richter Symmes abgekauft. Den Namen hatte der witzige Franzose, ein ehemaliger Philologe und Schriftsteller, ersonnen und wie folgt herauskonstruirt:

L = Licking (ein Fluß, der dem Dorfe gegenüber in den Ohio einmündete),
os = Mündung (lateinisch),
anti = gegenüber (griechisch),
ville = Stadt (französisch).

Also zu deutsch: die der Mündung des Lickingflusses gegenüberliegende Stadt. Trotz seines Witzes und seiner Gelehrsamkeit hatte übrigens Filson das wenigste Glück; denn als er eines Tages seinem Taufkinde und seiner Gründung, der Ortschaft Losantiville, einen Besuch abstattete, wurde er von den Indianern, denen diese Gründungsversuche der Weißen höchlich mißfielen, aufgefangen und ohne Rücksicht darauf, daß er ein Mitglied der „grande nation" war, an den Marterpfahl gebunden und bei lebendigem Leibe geschmort. Aber seine beiden Theilhaber ließen sich das nicht kümmern, sondern setzten das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort.

Um die Zeit, in der unsere Erzählung anhebt, ging in den drei Konkurrenzdörfern das Gerede, die Vereinigte Staaten-Regierung wolle in der Gegend ein Fort erbauen und eine Garnison hineinlegen. Dies war eine sehr aufregende Nachricht, denn es war klar: die Ortschaft, der dieses Glück zu Theil wurde, mußte gedeihen, sie mußte einen Vorsprung gewinnen; man konnte darauf wetten, daß sie beim Konkurrenzrennen um schnelle Entwickelung siegen müsse.

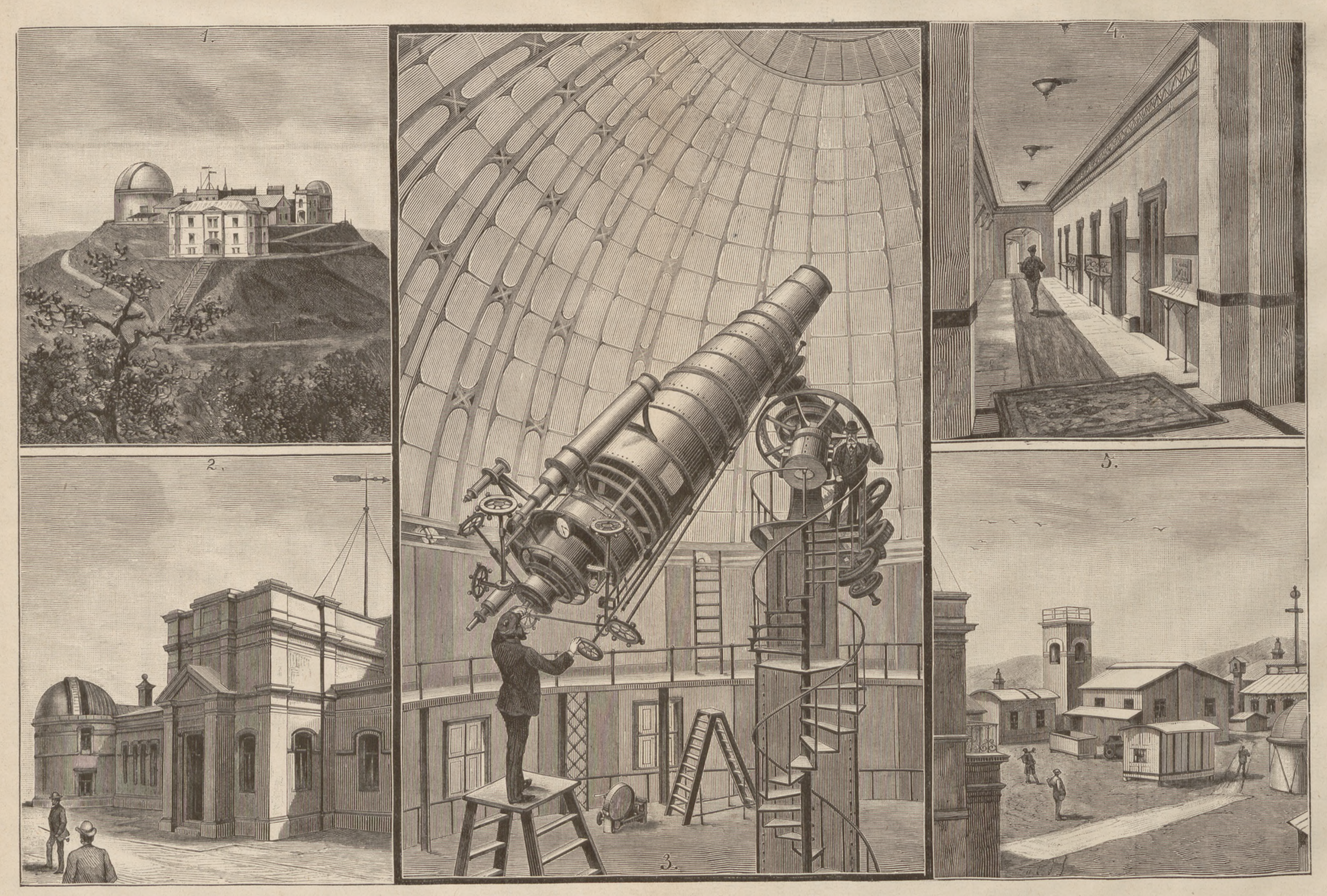
Ja, Alles kam auf die Garnison und das Fort an!

Aber welche von den dreien würde das Militärdepartement, der kommandirende Offizier, erwählen und dadurch zur Weltstadt bestimmen? Das war die Frage, von deren Beantwortung ein wichtiger Theil der amerikanischen Geschichte abhing.

* * *

Ein lachender Maimorgen war es; kühl wehte die Brise über den Ohiostrom, der wie fast alljährlich weit über seine Ufer getreten war und eine Landung an dem südlichen Ufer, an dem die drei Ortschaften lagen, wenn nicht unmöglich, so doch schwierig machte. Ein großes Langboot, das ein kleines Fahrzeug im Schlepptau führte und die Vereinigte Staaten-Kriegsflagge zeigte, schwamm eilig mit der starken Strömung den Fluß hinunter und hielt sich hart an dem nördlichen Rand des Flusses, wo das steile Lehmufer ein Austreten der Gewässer verhinderte. Ein uralter riesiger Wallnußbaum, der von den Tagen zu erzählen wußte, als es noch keine Weißen im neuen Lande gab, hing krummgebeugt über dem Strom; die Schiffer schlangen ein Tau um den dicken Stamm und hielten die Fahrzeuge an.

Buntes Leben herrschte auf dem Verdeck,



Das Lick-Observatorium auf dem Mount Hamilton (Kalifornien). [S. 19]

1. Gesammtansicht. 2. Ansicht der Westfront. 3. Die große Kuppel mit dem Riesenteleskop. 4. Verbindungshalle zwischen den beiden Hauptkuppeln. 5. Das photographische Laboratorium und andere kleinere Bauten.

auf dem einige neunzig Soldaten in Gruppen umhersaßen und standen. Unter einem kleinen Sonnenzelt, das in der Nähe des Steuers angebracht war, thronte der zeitweilige Kommandant, der rothbärtige Lieutenant Rogers, der an Stelle des erkrankten Hauptmanns den Befehl über die Kompagnie übernommen hatte. Eifrig sprach er auf einen hübschen jungen Mann, den Fähnrich, ein, der in dienstlicher Haltung vor ihm stand.

„Nein, lieber Lutz," sagte er, „es geht nicht, ich habe es mir gleich gedacht, ich übernehme die Verantwortung nicht, hier mit der ganzen Kompagnie zu landen. Wir haben höchstens auf zwei Wochen Mundvorrath mit uns, und es kann zwei Monate dauern, bis wir Nachschub und Ergänzung erhalten. Auch ist die Landung mit unserem großen Boot gar nicht leicht; sehen Sie nicht, daß drüben Alles überschwemmt ist?"

„Was soll denn aber geschehen?" fragte Henry Lutz, ein blondhaariger, schmucker Jüngling aus einer der ersten deutschen Auswandererfamilien, und drehte an seinem Schnurrbärtchen. „Wir haben doch Befehl, hier herum eine Station anzulegen."

„Das will ich Ihnen sagen, Lutz, Sie bleiben mit einer Abtheilung von achtzehn Mann hier. Ja, das wird das Beste sein, denn der Anfang zur Begründung einer Station muß unbedingt gemacht werden. Sie haben in dem kleineren Boote Platz und können den größten Theil unserer Lebensmittel mitnehmen. Wir Uebrigen aber fahren nach Louisville, wo wir wenigstens keine Noth leiden; die Ansiedelungen sind dort schon größer."

„Wo sollen wir denn aber Quartier finden?" meinte Lutz, der bei dieser Eröffnung ein etwas zweifelhaftes Gesicht machte.

„Das überlasse ich Ihnen ganz und gar," erwiederte sein Vorgesetzter, „wählen Sie sich eins von diesen drei Dörfern aus. Wenn es Ihnen in dem einen nicht gefällt, so ziehen Sie nach einem der beiden andern, Sie brauchen ja nicht sofort mit der Verpalissadirung zu beginnen. Aber auf Eines mache ich Sie aufmerksam. Wenn Sie Ihren amtlichen Bericht einreichen, den ich natürlich begutachten muß, so motiviren Sie Ihre Wahl dadurch, daß Sie einfach schreiben, Sie hätten ‚aus strategischen Rücksichten' die bezügliche Bestimmung getroffen. Das klingt forsch und Niemand kann etwas dagegen einwenden."

„Ja, ja, aus strategischen Rücksichten," wiederholte Lutz und zupfte an seiner Halsbinde. Der Lieutenant hatte gut reden, er zog sich aus der Klemme, indem er ihn vorschob.

„Unser Hauptmann," fuhr der Lieutenant fort, „ist aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied eingekommen; ohne Zweifel bekomme ich seine Stelle, und Sie werden binnen einigen Monaten das Lieutenantspatent in der Tasche haben."

Nun, das war eine fröhliche Aussicht! Also nur los! Lutz ließ die für die neue Station bestimmten Mannschaften, unter ihnen einen graubärtigen Sergeanten, der mit Allem Bescheid wußte und praktisch die wichtigste Persönlichkeit war, antreten und in dem kleineren, bisher im Schlepptau gehaltenen Boote Platz nehmen, in dem man auch die Tonnen und Kisten mit dem größten Theil der Vorräthe und die nöthige Munition verstaute. Dann trennten sich die Boote. Das größere trieb gemächlich mit dem Strom nach Louisville hinunter, während Lutz mit dem kleineren quer über den Fluß fuhr.

„Wo wollen wir denn landen?" fragte der graubärtige Sergeant, der am Steuer saß. „Es sind hier drei Ortschaften ganz in der Nähe."

„In der nächsten besten," entgegnete Lutz. Das nächste Dorf war Cleves, also hielt der Sergeant auf dieses zu. Das Sternenbanner flatterte am Heck, und der Richter John Symmes, der scharfen Ausguck gehalten hatte, stand bereits am Ufer und winkte und schrie, um ihnen die richtige Stelle anzugeben, an der sie landen konnten.

Alles verlief glücklich; die Leute wurden in einem geräumigen Blockhause untergebracht, das der Richter sofort mit Vergnügen zur Verfügung stellte, und der Fähnrich wurde als Gast in der Symmes'schen Behausung aufgenommen. Das war doch ein Glück! Nun war die Ansiedlung Cleves gerettet; Symmes hatte die Nebenbuhler siegreich aus dem Felde geschlagen. Es waren zwar nur achtzehn Mann und ein Fähnrich, das genügte jedoch für den Anfang. Daß in Cleves ein Fort angelegt und eine Station begründet wurde, stand jetzt so gut wie fest, und das war die Hauptsache, das zog die neuen Siedler an.

Der würdige Mr. John Symmes träumte in der Nacht schon von einem zweiten Philadelphia oder Boston, das sich am Ohiostrom auf seinem Besitzthum entwickeln würde.

Für den kommandirenden Fähnrich war die Gesellschaft in Symmes' Hause nicht sehr interessant. Eine ältliche, etwas verwachsene Tochter und die wie ihr Mann in gereiften Jahren stehende Frau Symmes bildeten nebst dem Richter die ganze Familie. Die beiden Söhne hatten sich in Pittsburg niedergelassen. Der Fähnrich langweilte sich zum Sterben unter den steifen Menschen und ging am nächsten Morgen zeitig fort, um sich die Gegend ein bischen anzusehen.

Er hatte das Dorf bald durchmessen. Als er an dem letzten Blockhaus, in der Richtung auf Losantiville zu, angelangt war, sah er vor der Thür am Brunnen eine weibliche Gestalt stehen. Sie war, gerade wie er, groß und schlank, richtete sich eben auf und erwiederte einen fragenden Blick aus einem Paar wundervoller dunkler Augen.

Lutz fuhr zurück, doch nur auf einen Augenblick, und merkwürdigerweise that sie genau dasselbe. Dann wurden sie beide roth bis über die Ohren vor Spannung und Freude.

„Ellen!" rief der Fähnrich.

„Henry!" flötete die dunkeläugige Schönheit.

Kein Zweifel, sie kannten sich, sie waren Jugendgespielen gewesen! In Lancaster, einer der ältesten pennsylvanischen Landstädte, hatte Beider Wiege gestanden. Sie waren Nachbarskinder. Henry Lutz, der aus einer vermöglichen Familie stammte und gute Empfehlungen besaß, war auf ein paar Jahre in eine Militärschule gesandt worden. Als er heimkehrte, war Ellen eine blühende, stattliche Jungfrau geworden, mit einem Paar gefährlicher Augen. Sie schien es aber gar nicht zu wissen, wie hübsch sie war und kannte keine Ziererei. Als sie Beide im Garten allein gewesen waren, hatte sie ihm seinen Kuß gern zurückgegeben und die Hand nicht aus der seinigen gezogen, als er Abschied nehmen wollte. Die Nothwendigkeit, Lebewohl zu sagen, war für ihn plötzlich gekommen. Lutz erhielt eine Stelle im zweiten pennsylvanischen Regiment und mußte nach Philadelphia abgehen. Er wurde Fähnrich; fast zwei Jahre vergingen, und dann sandte man seine Kompagnie zum Schutz des neubesiedelten Westens nach Ohio.

Und Ellen? Ja, diese hatte sich urplötzlich verheirathet. Eines Tages, bald nachdem Henry Lutz fortgegangen war, erschien ein Nachbar, ein Mr. Morton, und hielt um ihre Hand an. Er war nicht ganz unbemittelt, einer jener schweigsamen irisch-amerikanischen Landwirthe, bei denen weder viel Gutes noch viel Böses zu finden ist. Ellen liebte ihn gerade nicht; er war eigentlich viel zu alt für sie und so stumm, so ganz ohne Leidenschaft. Allein als die Eltern um der guten Versorgung willen lebhaft zuredeten — der Morton war sonst ein ganz ordentlicher Mann — da sagte sie endlich ja.

Sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war; aber sie hatte ihn genommen. Im Dämmerdunkel war vielleicht hier und da das Bild ihres Jugendgespielen vor ihr aufgetaucht; aber er war ja noch so jung und konnte noch lange nicht an's Heirathen denken. Vor einiger Zeit hatte dann Morton sein Anwesen in Lancaster verkauft und war mit ihr nach Cleves gezogen. Das erzählte die junge Frau in kurzen Worten dem aufhorchenden Fähnrich. Er kam natürlich mit ihr in's Haus, und es war ihnen Beiden zu Muthe, als sei noch Alles wie früher. Morton war nicht daheim; der Fähnrich wartete drei Stunden, natürlich nur, um ihn zu treffen. Sie hatten sich Beide so viel zu erzählen, und als Lutz — es war Mittag geworden — endlich ging, sagte sie: „Willst Du schon gehen, Henry?" und ließ ihre Hand lange, viel zu lange in der seinigen ruhen.

„Ich komme am Nachmittag wieder!" entgegnete er.

Sie nickte; es war ganz selbstverständlich, daß er wiederkam; sie hatten sich noch so Vieles zu sagen, und er mußte sich doch mit Mr. Morton bekannt machen.

Lutz beendete also sein Mittagessen so rasch er konnte und kehrte in das Morton'sche Haus zurück. Mr. Morton aber war eben wieder auf's Feld gegangen; so blieb er fast bis zum Abend da. Am nächsten Tage erst machte er die Bekanntschaft des Gemahls, der ein sehr gleichgiltiges, steifes und förmliches Wesen hatte. Das hielt den Fähnrich jedoch nicht ab, auch am nächsten Tage wieder vorzusprechen.

So vergingen ein paar Tage, die Lutz mit Ausnahme der Eßpausen fast ganz bei Ellen zubrachte. In dem einsamen Dörfchen fiel dies natürlich auf; aber die Beiden kümmerten sich in ihrer Sorglosigkeit gar nicht darum. Er half ihr im Garten, holte Wasser für sie und sah in der Küche zu, wie sie das Hirschfleisch für ihren Mann zubereitete.

Am Abend des vierten Tages trafen sich Mr. Morton und der Richter John Symmes in einer der Schänken, um dort im Stillen einen Whisky zu trinken.

„Nachbar!" begann der Richter, „der Fähnrich ist ein netter, schmucker Mensch!"

Morton stimmte bei. „Ja, das ist er," meinte er.

„Nachbar," fuhr der Richter fort, „Eure Frau ist auch bildsauber."

„Na ja!" entgegnete Morton.

„Der Fähnrich ist viel bei Euch im Hause," bemerkte Symmes weiter.

„Ja," antwortete Morton; „er kennt sie — alte Jugendfreundschaft."

„So, so. Hm, hm."

Morton erwiederte diesmal nichts. Symmes hatte ja auch nichts gefragt.

„Nachbar," sagte der Richter schmunzelnd, als Beide einige Minuten darauf ihrer Wege gingen. „Nachbar, ich will Euch nur Eines sagen. Ich verstehe mich ein wenig auf die Astrologie. Wenn Mars der Venus zu nahe kommt, kann es ein Unglück geben."

Man sieht, der Richter war ein klassisch gebildeter Mann. Es war sein Stolz, daß er früher auf dem „College" Virgil und Ovid gelesen hatte. Er warf gern mit gelehrten Brocken um sich; das imponirte dem unwissenden Landvolk. Aber diesmal hätte er hübsch schweigen sollen. Jedenfalls waren die Folgen sehr niederschmetternd und traurig für den braven Richter.

Mr. Morton verstand nicht recht, was Nachbar Symmes damit sagen wollte, denn er hatte nichts als ein bischen rechnen, schreiben und lesen gelernt; aber er sann doch darüber nach und fand bald einen gefälligen Nachbar, der ein wenig gebildeter war und ihm lachend er-

klärte, was der Richter damit habe andeuten wollen.

Nun wußte auch Mr. Morton Bescheid; er war ein Mann der Thatsachen, ein praktischer Mann, der nicht gern viel sprach, aber handelte. Er ging schnurstracks nach dem nur einige Kilometer entfernten Losantiville, und als er nach einigen Stunden zurückgekehrt war, sagte er in seiner kurzen, bestimmten, aber gerade nicht unfreundlichen Weise zu Ellen: „Packe Deine Sachen zusammen, mein Schatz, wir ziehen nach Losantiville.“

„Aber Morton!“ entgegnete Ellen ganz erstaunt, „das geht doch nicht so geschwind.“

„Symmes leiht uns seinen Wagen und der Nachbar Morris seine Ochsen; da können wir Alles auf einmal hinüberschaffen.“

„Aber warum denn? Und so plötzlich?“

„Ich habe mit Jenkins in Losantiville getauscht, er zahlt noch etwas dazu.“

— — — — — — — — — —

Als Fähnrich Lutz am Nachmittag in gewohnter Weise zum Morton'schen Hause wandelte, fand er Alles verlassen und leer. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen; aber am Zaun lehnte die Nachbarsfrau, die alte Frau Morris, die ihn verschmitzt lächelnd anredete.

„Ihr sucht die Mortons? Ja, die sind nach Losantiville verzogen!“

Lutz ging wie im Traum nach Hause und ergab sich einem bei ihm ungewohnten längeren Nachdenken. Die Frucht desselben war die Ueberzeugung, daß Cleves doch eigentlich ein miserabler Ort sei, ein Dorf, in dem man vor Langeweile sterben könne. Und diese Familie Symmes! Konnte es etwas Oederes geben? Sie hatten sich sogar Anspielungen kürzlich erlaubt, und er glaubte wirklich, sie hätten im Plane, ihm die verwachsene, ältere Jungfrau Symmes aufzuhängen. Er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Nein, es war nicht zum Aushalten.

Was hielt ihn denn in Cleves, das sich offenbar zur Anlegung eines Forts wenig eignete? Außerdem war er ja verantwortlich und hatte „strategische Rücksichten“ zu nehmen.

Er war ganz roth vor Aufregung geworden und faßte einen schnellen Entschluß. Er rief den Sergeanten.

„Sergeant,“ sagte er in streng dienstlichem Ton, „lassen Sie morgen früh das Boot klar machen, um neun Uhr, und Alles einpacken. Wir gehen fort, nach Losantiville hinüber.“

Der Sergeant blickte ihn erstaunt an. „Nach Losantiville?“

„Nach Losantiville. Ich habe strategische Rücksichten zu nehmen. Wenn ich die drei Ortschaften hier beschützen soll, muß ich doch in der mittleren das Fort anlegen, das ist doch ganz klar. Wir werden in Losantiville schnell einen passenden Platz auswählen und ungesäumt an die Errichtung eines Palissadenwerkes gehen. Dienstliche Ordre, Sergeant!“

„Zu Befehl, Herr Fähnrich!“ —

Der Richter Symmes rang die Hände, er bat und flehte, ja vergaß sich sogar so weit, daß er dem Fähnrich mit klingenden Gründen beweisen wollte, daß Cleves der geeignetere Ort sei. Da kam er schön an; Lutz wandte ihm verächtlich den Rücken. Er kannte als Soldat nur seine Pflicht — er hatte als Kommandant „strategische Rücksichten“ zu nehmen.

Am nächsten Tage zog die Garnison nach Losantiville und begann sofort, Blockhäuser und Palissaden dort anzulegen.

* * *

Es ist nur noch wenig hinzuzufügen. Ueber das Weitere schweigt unsere Quelle; aber aus andern Nachrichten kann man den Schluß dieser Gründungsepisode kombiniren.

Fähnrich Lutz sandte einen dienstlichen Bericht über seine Thätigkeit an das Oberkommando und theilte darin mit, er habe aus strategischen Rücksichten die mittlere der drei Ortschaften zur Anlegung einer Station, eines verpalissadirten Forts, gewählt. Lieutenant Rogers begutachtete dies und ließ sich dahin aus, die Wahl sei aus strategischen Rücksichten die einzig angängliche gewesen.

Losantiville erhielt also bald darauf eine ganze Kompagnie Besatzung, und Lutz sein Lieutenantspatent.

Als der kommandirende General einige Monate später erschien und die Forts am Ohio revidirte, sprach er natürlich auch in Losantiville vor. Er spendete der Umsicht des Lieutenants Lutz alles Lob. Nur der Name Losantiville paßte ihm nicht recht, die etymologischen Kunststücke des französischen Pädagogen vermochte er nicht zu würdigen. Er schlug also für die Ortschaft den Namen Cincinnati vor, nach dem einzig existirenden amerikanischen Orden des Cincinnatus, den der deutsche General v. Steuben gestiftet hatte und den er selber trug.

Sein Wunsch aber war natürlich Befehl.

Wo vor hundert Jahren das ärmliche stille Dörfchen Losantiville mit seinen bescheidenen Blockhäusern lag, erhebt sich heute eine große Handelsstadt mit weithin schimmernden Palästen, mit Kirchen, Banken und Villen, mit unendlichem Hin- und Hergewoge des Lebens — Cincinnati! Die Ortschaft Cleves ist unbedeutend geblieben und hat auch ihren Namen geändert; sie heißt jetzt North Bend. Columbia, das Steitz'sche Besitzthum, das näher an Losantiville lag, wurde im Laufe der Zeit mit Cincinnati vereinigt und bildet jetzt einen Stadttheil der großen Metropole des Ohiothals.

Und Ellen Morton?

Der alte Mr. Morton starb kurz nach seiner Uebersiedelung nach Losantiville. Seine Wittwe heirathete den Lieutenant Lutz, der es bis zum Major brachte, den Dienst quittirte und später einmal Bürgermeister von Cincinnati wurde. Die mit Kindern reich gesegnete Ehe war eine sehr glückliche; ihre Nachkommen leben heute noch in Losantiville-Cincinnati.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Kollegen. — Der ausgezeichnetste Medailleur und Stempelschneider des vorigen Jahrhunderts — zu welcher Zeit man noch viel Werth auf Schaumünzen legte und bei jeder feierlichen Gelegenheit solche schlagen ließ — war Johann Karl Hedlinger, ein Schweizer, dessen Kunstfertigkeit alles bis dahin Geleistete weit übertraf. Er war 25 Jahre alt, als er sich 1716 nach Nancy zu dem berühmten Stempelschneider Saint-Urbain begab, um mit ihm gemeinsam einige Zeit zu arbeiten. Im Jahre darauf reiste er nach Paris. Unterwegs begegnete ihm folgendes Abenteuer.

Es war die Zeit des Cartouche und anderer Räuberhelden. Sehr häufig hörte man von Räubereien, die auf den französischen Landstraßen vorfielen. So geschah es denn auch, daß die Postkutsche, in welcher Hedlinger mit einigen anderen Reisenden saß, von einem Dutzend Banditen beim Passiren eines Waldes in der Nähe von Meaux überfallen wurde. „Halt!“ wurde geschrien, und der Postillon, durch den Anblick der auf ihn gerichteten Pistolenmündungen erschreckt, mußte wohl gehorchen. Die Passagiere mußten aussteigen und wurden ihrer sämmtlichen Werthsachen beraubt. Für Hedlinger war besonders schmerzlich der Verlust einer Anzahl goldener und silberner Schaumünzen, gewissermaßen seine „Autorexemplare“, denn er hatte selbst die Stempel dazu verfertigt. Diese Schaumünzen betrachtete der Anführer der Bande, ein schon bejahrter, graubärtiger Kerl, mit ersichtlichem Interesse. Er begehrte dann den Paß des Schweizers zu sehen, in welchem stand, daß dieser Stempelschneider — Graveur — sei. Darauf flüsterte er ein Weilchen mit einigen Banditen.

Nächstdem wandte er sich höflich an Hedlinger und sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, mein Herr, denn ich bin Ihr Kollege, auch Stempelschneider, freilich seit Jahren etwas aus der Uebung gekommen. Sie werden die Güte haben, einige Zeit unser hochgeehrter Gast zu sein.“

Der erstaunte Künstler protestirte, aber das half ihm nichts. Man ließ die anderen ausgeplünderten Reisenden wieder in die Postkutsche steigen und gebot dem Postillon wegzufahren. Alsdann verband man dem jungen schweizerischen Medailleur mit einem seidenen Tuche die Augen und drehte ihn dreimal um sich selbst, worauf zwei der Banditen ihn bei den Armen faßten und mit fort führten. Als nach einer Stunde angehalten und ihm die Binde von den Augen genommen wurde, befand er sich in einem gewölbten Keller. Er wurde mit Speise und Trank gut bewirthet, und man betrug sich gegen ihn sehr artig.

„Lieber Herr Kollege,“ sagte nach der Mahlzeit der Alte zu ihm, nachdem er ihm eine neue holländische Thonpfeife und vortrefflichen Tabak angeboten, „also Sie haben die Stempel zu diesen prächtigen Schaumünzen, welche wir bei Ihnen fanden, selbst geschnitten?“

„Jawohl,“ versetzte der Gefangene.

„Ein echter Künstler sind Sie! Ich weiß Ihr Genie zu würdigen.“

Hedlinger verneigte sich sehr geschmeichelt.

„Sie vermuthen wohl schon, weshalb ich Ihre werthe Person mit Beschlag belegte?“ fragte lächelnd der Alte.

„Nein!“

„Nun, so erfahren Sie es denn: wir wollen Louisd'ors machen. Ich habe dahinten eine kleine Münzwerkstätte eingerichtet. Stempel habe ich auch schon geschnitten; aber da ich seit so vielen Jahren aus der Uebung bin, so sind sie mir leider nicht so gut gerathen, wie es sein müßte. Sehen Sie, hier sind die Stempel!“

Er zeigte zwei Münzstempel, Avers und Revers.

„Hm,“ sagte der Schweizer, nachdem er sie prüfend betrachtet hatte, „die lassen allerdings Manches zu wünschen übrig. Der Stempelschneider der königlichen Münze würde darüber nur die Achseln zucken. Auf den ersten Blick erkennt man die Unechtheit.“

„Das ist es ja gerade, lieber Kollege! Nun, so möchte ich Sie also bitten, für unsere projektirte Münzstätte hier einige wirklich gute Stempel zu verfertigen! Der besten Behandlung können Sie gewiß sein während Ihres Aufenthalts bei uns.“

Hedlinger war wie vom Donner gerührt. Er, der ehrliche und achtbare Künstler, sollte der Genosse und Helfer der Falschmünzer und Räuber werden? Nimmermehr!

Nachdem er sich von seiner Bestürzung einigermaßen erholt, sagte er: „Das geht nicht an, mein bester Kollege.“

„Sie wollen nicht? Warum nicht? Nöthigenfalls würden wir Sie zwingen, für uns zu arbeiten.“

„Begreifen Sie doch die Sachlage, Herr Kollege! Sie sind ja doch überzeugt, daß ich Außergewöhnliches leiste. Nun denn, so viel schlechter Sie arbeiten, als der Stempelschneider der königlichen Münze, so viel besser würde ich arbeiten, denn die Mittelmäßigkeit der französischen Münzstempel nachzuahmen, ist mir ganz unmöglich. Man würde also wieder unzweifelhaft sogleich die Unechtheit erkennen.“

Der ehemalige Graveur kratzte sich hinter dem Ohr und überlegte eine Weile. Dann sagte er plötzlich: „Sapristi, ich glaube wirklich, Sie haben Recht! Sie sind der treffliche Künstler, ich bin der außer Uebung gekommene Stümper, der Pariser Kollege repräsentirt die brauchbare Mittelmäßigkeit. Wir Beide können also ungleicher Weise durchaus nicht so arbeiten wie er. So wird denn leider mein schöner Plan zu Wasser! Wohl, Herr Kollege, ruhen Sie noch ein bischen aus; dann werde ich Sie wieder auf die Landstraße bringen.“

Hedlinger rastete ein Stündchen bei den Räubern im alten Keller. Darauf verband man ihm wieder die Augen und führte ihn fort. Er bat vorher noch, daß man ihm wenigstens einige seiner Schaumünzen — die ihm in Paris zur Empfehlung dienen sollten — zurückgeben möchte, aber der Alte sagte: „Nein! Ich will diese schönen Kunstwerke alle behalten zu Studienzwecken.“ Doch steckte er ihm wohlwollend genügendes Reisegeld zu.

Man führte den Künstler durch den Wald bis an die Landstraße, drehte ihn wieder dreimal um und nahm ihm die Augenbinde ab. Der Alte aber sagte freundlich zu ihm: „Gehen Sie eine kleine halbe Meile vorwärts, dann erreichen Sie ein gutes Wirthshaus, wo Sie in aller Gemüthlichkeit auf die Ankunft des nächsten Postwagens warten können.

Leben Sie wohl, mein lieber Kollege!“ Darauf verschwanden die Banditen im Walde.

Hedlinger gelangte glücklich nach Paris, wo er sich 18 Monate aufhielt und viele schöne Arbeiten lieferte. Dann wurde er unter sehr vortheilhaften Bedingungen als „königlicher Medailleur“ nach Schweden berufen und wirkte dort lange Jahre. Seine zahlreichen prächtigen Schaumünzen sind noch heutzutage die Zierden der Sammlungen und das Entzücken der Kenner. [F. L.]

Die Ruthe galt seit den ältesten Zeiten als das Symbol der Schule. Selbst die alten Kulturvölker, bei denen Körperstrafen immer als etwas des freien Mannes Unwürdiges, als etwas Sklavisches galten, konnten die Ruthe nicht von dem Begriffe der Erziehung trennen.

Auch im Mittelalter spielten Stock und Ruthe keine geringe Rolle, und es mußten die Züchtigungsinstrumente nach empfangener Strafe geküßt werden. Diese vermeintlichen pädagogischen Hilfsmittel lernten selbst Prinzen fühlen, und man war von ihrer trefflichen Wirkung so überzeugt, daß es in einem Gedichte des 16. Jahrhunderts heißt:

„Wer jungen Kindern spart die Ruth',
Der' Leben find't man selten gut.“

Der Dichter Konrad von Feuersbrunn (in der Nähe von Krems) läßt in seinem Gedichte: „Von der Kindheit Jesu“ sein Jesuskind eine ABC-Schule besuchen und gleich beim Erlernen der ersten Buchstaben mit der Ruthe vertraut werden; so sehr hatte man sich eine Ruthe als unentbehrlich gedacht, selbst bei der Erziehung des Gottessohnes.

Die Berner Schulordnung von 1616 kennt sogar noch für Studenten der Philosophie Ruthenstrafen, während die Theologen davon befreit waren. In Oberhessen soll es zu dieser Zeit noch Sitte gewesen sein, die Schüler auf die Ruthe schwören zu lassen, wobei sie sprachen:

„O du liebe Ruth',
Mache du mich gut,
Mache du mich fromm,
Daß ich nicht zum Henker komm.“

Eine gewöhnliche Strafe bei den Pariser Studenten bestand in Ruthenstreichen in Gegenwart des Rektors und der Prokuratoren; selbst Lehrer unterlagen dieser Strafe, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht hatten. Am meisten waren die Prügel in England eingebürgert; man scheint dort alles Heil der Schule in der körperlichen Züchtigung gesucht zu haben, so daß es kaum einen Knaben gab, der nicht unter Ruthe und Lineal gelitten hätte. In Winchester wurden jährlich mehrere Fuhren Ruthen verbraucht; in Eton wurde sogar noch über die Oberprimaner die Prügelstrafe verhängt. Als Königin Elisabeth von England die Schule von Eton besuchte, fiel ihr ein Knabe seiner Munterkeit wegen auf. „Wann hast Du zuletzt Schläge erhalten?“ fragte sie ihn, der sogleich aus Virgil's Aeneide antwortete: „Infandum regina, jubes renovare dolorem.“ *)

Der Schüler war der spätere Dichter Spenser, den Elisabeth seiner hübschen Antwort wegen reichlich unterstützte.

Gegen die Schläge in der Schule haben sich dagegen ebenfalls frühzeitig sehr gewichtige Stimmen erhoben, wie denn Walther von der Vogelweide singt:

„Niemand kann mit Gerten,
Kinderzucht beherten.
Den man z' Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort als ein Slag.
Niemand kann beherten
Kinderzucht mit Gerten.“

Dennoch war es erst der Rektor der Nikolaischule in Leipzig, Johann Mußler (gestorben 1554), der Ruthen und Stecken aus seiner Schule verbannte, und dem dies nicht als sein kleinstes Verdienst anzurechnen ist. [G. Pf.]

Die beiden Gellert. — Ein Bruder des Dichters Gellert war in Leipzig Fechtmeister. Einst stand er in einem Konzerte neben dem Dichter Rabener. Eine junge Dame, welche ihn nicht kannte, fragte Rabener, wer das sei. Witzig entgegnete dieser: „Er hat keinen eigenen Namen, er behilft sich mit dem seines Bruders Gellert.“ [Dr. W.]

*) Nach Schiller's Uebersetzung:
„O Königin, Du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!“

Humoristisches.



Geburtstag nach Erforderniß.

Onkel: Also Dein Geburtstag ist heute? Ich meine aber doch, das sei schon zum zweiten Mal in diesem Jahr!

Neffe: Kann schon sein, Onkel; aber die Verhältnisse bringen es leider mit sich!

In der Rechenstunde.

Lehrer: Wenn Dir Dein Vater jetzt eine Mark gibt, Du sollst Bier holen, das Liter zu 20 Pfennig, wieviel bekommst Du da?

Schüler: Vier!

Lehrer: Das stimmt doch nicht!

Schüler: O doch, 20 Pfennig sind wir noch von gestern schuldig.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 2:
Was ich nicht ändern kann, nehm' ich geduldig an.

Füll-Räthsel.

	O	H		R
	R	N		M
	A	R		H
	L	A		E
	V	I		A

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen 1. eine arabische Hafenstadt, 2. ein altes deutsches Adelsgeschlecht, 3. einen Zufluß der Donau, 4. eine Stadt in Brandenburg, 5. eine spanische Provinz bezeichnen, und daß alsdann sowohl die erste senkrechte Reihe, von oben nach unten, als auch die vierte, von unten nach oben gelesen, den Namen einer Oper ergibt. [Heinr. Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 4.

Buchstaben-Räthsel.

Mit **G** hat Ruhm und Ehre es
Schon manchem Musiker bereitet,
Indeß mit **N** es jeder Zeit
Nur auf ein nahes Ende deutet. —
Mit **F**: Verachtung preisgegeben
Und wohlgemuth verspeist daneben. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2: der Kombinations-Aufgabe: 1. Stade, 2. Hahn, 3. Linde, 4. Elsaß, 5. Pferd, 6. Minden, 7. Hallein, 8. Dante, 9. Leine; des Räthsels: Zehen — zehn.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der [illegible] Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.